Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 7-8

Artikel: Was ist von der Zwinglistadt geblieben?
Autor: Widmer, Sigmund
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164905

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sigmund Widmer

Was ist von der Zwinglistadt geblieben?

Vor einer Antwort auf die Frage, wieviel vom einstigen puritanischen Zürich noch übrig geblieben ist, und ob dieses einstige Zürich noch auf die heutige Schweiz wirke, ist klarzustellen, was man unter einem *«puritanischen Zürich»* verstehen will.

Am 1. Januar 1519 nahm Zwingli seine Tätigkeit am Grossmünster auf. Damals war Zürich eine lebenslustige spätmittelalterliche Stadt. Als Zentrum der päpstlichen Politik am Alpennordfuss hatte man sich daran gewöhnt, dass Diplomaten aus den verschiedensten Ländern ein und aus gingen. Auswärtige Spekulanten warben Söldner an, Geldwechsler, Händler und Dirnen befriedigten die verschiedensten Bedürfnisse.

Die Behörden versuchten so eifrig wie erfolglos, den Zerfall der Sitten zu bekämpfen. Insbesondere zeigten die vielen Sittenmandate wenig Wirkung.

Jedoch, Zwinglis temperamentvoller Kampf veränderte Zürich im Lauf von zwölf Jahren grundlegend. Was den katholisch gebliebenen Eidgenossen als ein Abweichen vom rechten Weg erschien, das war eine weitgehende Rückkehr zu Grundsätzen, wie sie zum Beispiel *Benedikt von Nursia* mit der Losung *«Bete und Arbeite»* ein Jahrtausend zuvor vertreten hatte.

Besonders augenfällig wurde Zwinglis politische Reform mit der Abschaffung des Solddienstes. Wie überall in der Eidgenossenschaft hatte sich auch in Zürich die Freude am Kriegsdienst gegen Bezahlung durchgesetzt. *Hans Waldmann* war dabei bahnbrechend vorangegangen. Gerade damit räumte Zwingli auf. Dem Vorwurf, er beraube Zürich einer unentbehrlichen Nebeneinnahme, begegnete er mit einem erstaunlichen Argument: Zürich könnte den Verlust dieser Einkünfte verschmerzen, wenn man mehr arbeite und sparsamer lebe. Das Überraschende war nun, dass die Zürcher diese unpopuläre Forderung mehrheitlich akzeptierten.

Sie begannen fleissig zu arbeiten und schworen dem Lebensgenuss ab. Religionsgeschichtlich nennt man dies seit *Max Weber «innerweltliche Askese»*. Der reformierte asketische Mensch lebt zwar nicht mehr im Kloster, sondern in der Welt, verhält sich aber wie Mönch und Nonne, indem er weitgehend auf Lebensgenuss verzichtet.

So wurde Zürich zu einer zwar etwas grauen und langweiligen, jedoch arbeitsamen und wohlgeordneten Stadt. Dabei ist zu beachten, dass die Reform eng mit dem Denken der Zünfte verbunden war. Seit 1336 hatte man sich unter dem Einfluss der Zünfte vom umliegenden Adel abge-

wandt. Die Zunfthandwerker waren vorsichtig, dachten kleinräumig und waren grossen Entwürfen gegenüber skeptisch.

Eine Gesellschaft, die gewissenhaft und vorsichtig arbeitet, sich keinen Luxus erlaubt und erzielte Gewinne — da man sie nicht ausgeben kann — im eigenen Unternehmen investiert, muss zwangsläufig bald wohlhabend werden.

Zu vermerken sind auch die religiösen Reformen. Die Kirchen wurden ausgeräumt, aller Prunk verboten: der Wort-Gottesdienst, die Predigt, bildete den Mittelpunkt.

Wohl widerfuhr der Zürcher Reformation 1531 durch die militärische Niederlage gegen die Innerschweiz und den Tod Zwinglis eine eigentliche Katastrophe. Doch wurde dieser Rückschlag durch die kluge Politik von Zwinglis Nachfolger *Heinrich Bullinger* nicht nur überwunden, sondern die Reform intensiv weitergeführt.

Im 17. Jahrhundert war Zürich eine arbeitsame und eher freudlose Stadt. Lustbarkeiten waren nur ungern gesehen. Das Kartenspiel war verboten, verpönt blieb das Theater — dafür wurde der sonntägliche Kirchenbesuch obligatorisch.

Über Bern und dessen Expansion in die heutige Westschweiz dehnte sich die Reformation bis nach Genf aus, wo sie mit *Calvin* eine ungemein expansive Ausprägung erfuhr. Wenn auch in unterschiedlichem Masse, setzte sich der puritanische Geist in allen reformierten Städten der Eidgenossenschaft durch. Dabei blieb es mit geringfügigen Nuancen bis ins 19. Jahrhundert hinein.

Erstaunlicherweise bewirkte die puritanisch-republikanische Lebenshaltung eine Art Kulturfeindlichkeit auch bei Persönlichkeiten, an deren hoher Bildung kein Zweifel besteht. So schrieb der hochverdiente *Hans Conrad Escher von der Linth* als Staatsmann wie als Ingenieur und Landschaftsmaler gleichermassen bedeutend, 1788 in sein Tagebuch: *«Daher muss uns die Kunst, die doch immer mit einem gewissen Grad von Weichlichkeit und Schwäche der Sitten verbunden ist, zur Nebensache werden. Wir sehen lieber glückliche Bürger und reiche Untertanen auf unseren öffentlichen Plätzen als schöne Statuen. Da, wo jene nicht mehr geachtet werden, mag man sich mit Statuen trösten.»*

Die liberalen Reformen beschränkten sich bis 1848 weitgehend auf die reformierten Teile der Schweiz. Auch zog sich die katholische Schweiz nach der Niederlage im Sonderbundskrieg (1847) auf sich selbst zurück. Doch nahm man Schritt für Schritt an den Errungenschaften, insbesondere am wirtschaftlichen Aufschwung der siegreichen Liberalen teil.

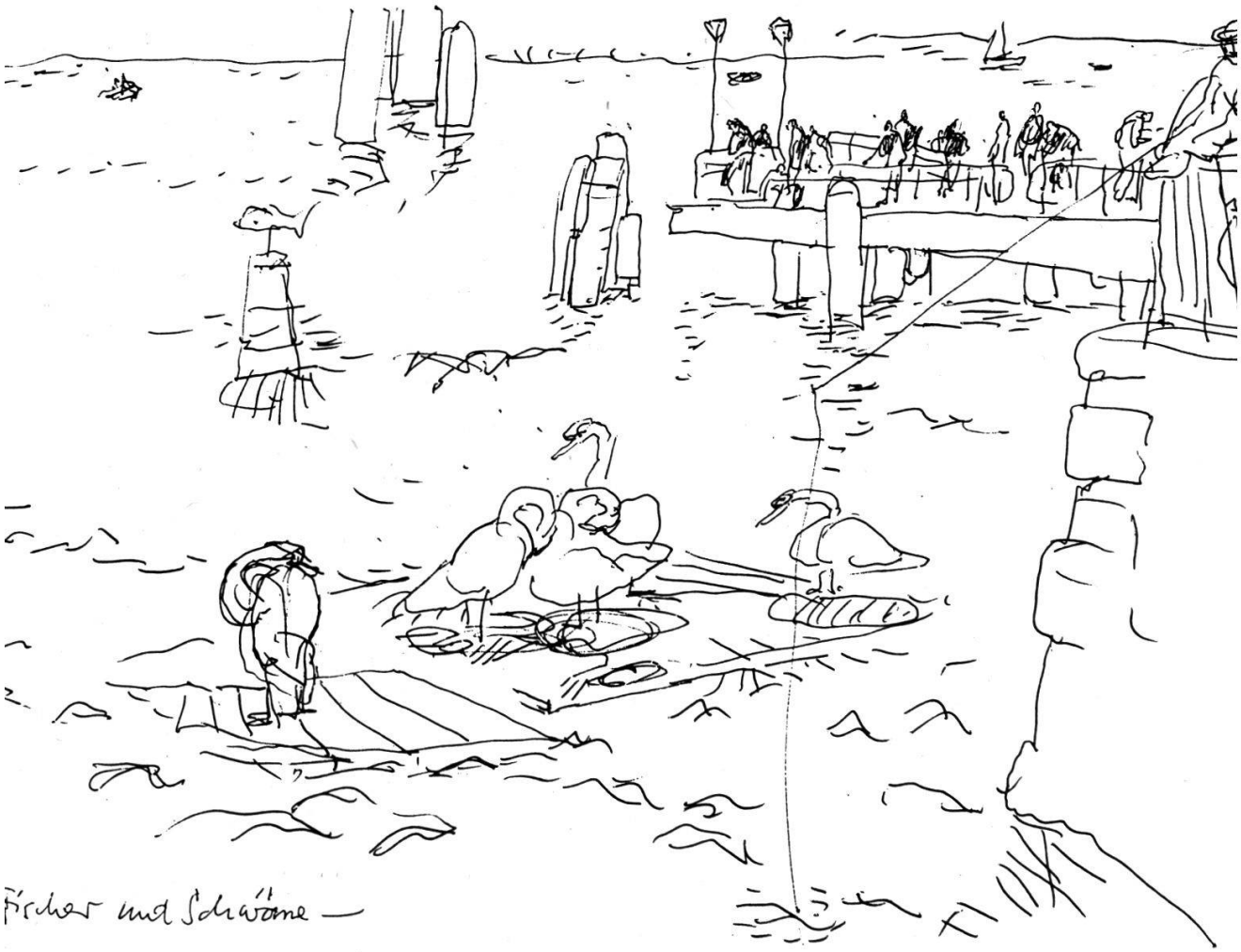
Es gibt denn auch keine Zweifel daran, dass die gesamte Schweiz, von der stürmischen wirtschaftlichen Expansion der reformiert-liberalen Kantone beeindruckt, die Verhaltensweisen der Zürcher, Berner und Genfer

weitgehend übernahm. So ist es zu erklären, dass die Schweiz — begünstigt durch eine kluge Neutralitätspolitik — einen ungeahnten materiellen Aufschwung nahm.

Bekanntlich ist die Schweiz heute das Land mit dem höchsten Lebensstandard, eine Tatsache, die um so frappierender ist, weil dieses Land über keine Rohstoffe, keinen direkten Zugang zum Meer und nur über einen kargen Boden verfügt, der es nicht erlauben würde, die hier lebenden 6½ Millionen Menschen ausreichend zu ernähren. Zwar nicht die einzige, aber doch die wichtigste Erklärung für dieses Phänomen ist die Fortdauer des zwinglianischen Arbeitsethos bis in die Gegenwart hinein.

Nun ist aber allgemein bekannt, dass die «Zwinglistadt» viel von ihrem einstigen Charakter verloren hat. Allem voran: die Stadt Zürich weist heute eine katholische Wohnbevölkerung von über 50 Prozent auf. Freilich, ein guter Teil davon sind Ausländer, die kein Stimm- und Wahlrecht haben.

Zudem: Wer sich in Zürich umsieht, der vermag nur noch wenig vom puritanischen Alltag zu erkennen. Zürich ist heute ein internationales Finanz-, Wirtschafts- und Verkehrszentrum. Zudem ist es unbestrittenes



Medienzentrum der Schweiz. Der nationale jet-set pflegt sich im Januar in St. Moritz, für den Rest des Jahres in Zürich zu treffen. Kann da im Ernst noch von einer «Zwinglistadt» die Rede sein?

Zunächst ist zu beachten, dass zwischen dem durch die Medien vermittelten Bild Zürichs und der Realität eine weite Kluft besteht. Selbstverständlich berichten die Boulevardpresse und die Klatschkolumnen vorwiegend von jenen Leuten, die rauschende Feste veranstalten und ihr rasch verdientes Geld mit grossen Villen, mit Schwimmbädern, mit Pferdeställen und Yachten verschleudern. Das sind aber ausnahmslos keine alten Zürcher. Es sind durchwegs neureiche Zuwanderer, die in Zürich noch keine Wurzeln gefasst haben. Wenn in der Boulevardpresse zu lesen ist, «tout Zurich» sei anwesend gewesen, so kann man sicher sein, dass niemand vom zwinglianischen Zürich dabei war. Wer zur Feier seines runden Geburtstags das Opernhaus oder gar das Kongresshaus mietet, löst bei den Alteingesessenen nur mitleidiges Lächeln aus.

Daneben gibt es nämlich immer noch eine ansehnliche Zahl «echter» Zürcher. Sie gehen morgens pünktlich auf ihr Büro, nicht selten zu Fuss. Sie sparen wie eh und je, machen keine Schulden, leben einfach und gesund, werden deshalb alt und legen ihr Geld stets vorsichtig, aber moderat gewinnbringend an. Sie scheuen den Kontakt mit der Öffentlichkeit, insbesondere mit den Massenmedien — allenfalls wünschen sie sich zum 70. Geburtstag eine lobende Erwähnung in der *«NZZ»*.

Viele von ihnen sind tatsächlich noch Puritaner. Zum Frühstück gibt es Brot ohne Butter und Konfitüre. Man sieht sie am Sonntag in der Kirche, zum Beispiel bei Pfarrer Hess im St. Peter oder bei Eduard Schweizer im Fraumünster. Manche sind aber noch konsequenter: Sie gehen in die Kirche Fluntern, obwohl sie der dortigen Predigt wenig abgewinnen können, doch war es eine alte Tradition, dass man dort in die Kirche zu gehen hat, wo man wohnt und sich den Pfarrer nicht nach dem persönlichen Geschmack aussuchen soll.

Selbstverständlich ist der politische Einfluss dieser Kreise zurückgegangen. Viele wurden gezwungen, aus der Stadt in die Vororte wie Zollikon, Küsnacht, Kilchberg oder noch weiter weg zu ziehen. Doch nehmen sie auch von dort aus regen Anteil am Geschehen in der Stadt. Obwohl sich die meisten nicht mehr direkt an der Politik beteiligen, sollte man ihren Einfluss nicht unterschätzen.

Man wird nun einwenden, Zürich habe schon von 1928 bis 1949 und nun erneut seit 1990 eine sozialdemokratische Mehrheit in die Behörden abgeordnet und damit bewiesen, dass es mit der Zwinglistadt endgültig vorbei sei. Jedoch von 1949 bis 1966 regierte im Stadthaus der Freisinnige Emil Landolt, der, auch wenn er nicht aus einer wirklich alten Zürcher Familie stammte, recht viele puritanische Züge aufwies, das heisst sparsam,

rechtschaffen und vorsichtig war. Und sein Nachfolger, der von 1966 bis 1982 im Stadthaus amtete, galt zu recht als ein Politiker, der viel Sympathien für Zwingli und das puritanische Zürich zeigte.

Besonders interessant ist nun, dass die derzeitige rot-grüne Mehrheit in den Behörden zweifelsfrei nicht deshalb gewählt wurde, weil man von ihr revolutionäre Veränderungen erwartete. Ganz im Gegenteil: Ihr wachstumsfeindliches Programm weckte Sympathien.

Und nach einem guten Jahr neuer rot-grüner Herrschaft zeichnet es sich noch deutlicher ab: Da wirkt viel puritanischer Geist. Die neue Feindschaft gegenüber rascher wirtschaftlicher Entwicklung deckt sich oft wörtlich mit den Bedenken, welche die frommen pietistischen Kreise Zürichs im 19. Jahrhundert gegen die damalige industrielle Entwicklung vorbrachten. Die Abneigung gegen *«Wasserspiele»,* gegen die grosse Heureka-Ausstellung, die Tendenz, das Schauspielhaus wieder zu einer Bühne von lokaler Bedeutung zu redimensionieren, die Sympathie für das Wort *«Trauerarbeit»,* all das sind typisch puritanische Verhaltensweisen. Dazu gehört der abschätzige Ausdruck *«Sauglattismus»,* mit dem der heutige Zürcher Stadtrat harmlose Lustigkeit der Zürcher öffentlich missbilligt.

Es dürfte auch erlaubt sein, zwischen dem heutigen Zürich als Medienzentrum und dem zwinglianischen Respekt vor dem Wort eine Parallele herzustellen.

Die wesentliche Abkoppelung der heutigen Rot-Grünen vom Zürcher Puritanismus liegt natürlich in ihrem Verhältnis zur Arbeit. Während die Arbeit für Zwingli ein *«gut göttlich Ding»* war, liebäugelt die heutige Linke stets mit der Leistungsverweigerung. Damit hat sie sich grundlegend vom zwinglianischen Geist entfernt. An dieser Frage wird sich die Zukunft Zürichs entscheiden.

Auffallen muss schliesslich, dass die Mandatsgewinne der Grünen fast überall auf Kosten der beiden christlichen Parteien, der CVP und der EVP, erfolgen. Die neue Begeisterung für den Umweltschutz fusst auf emotionalen Kräften. Für manchen Wähler erfüllen die Grünen offenbar emotionale Bedürfnisse, die man bisher mit Unterstützung der christlichen Parteien befriedigte.

Zusammenfassend: Zürich hat auf seinem Weg von der Kleinstadt um 1800 bis zur gegenwärtigen kleinen Metropole eine tiefe Veränderung erfahren. Viel vom einstigen puritanischen Geist ging dabei verloren. Jedoch die historischen Kräfte lassen sich nicht so leicht verdrängen. Überall meldet sich der puritanische Geist — oft unvermutet — wieder zu Wort. Manchmal kaum identifiziert, blickt uns Zwingli nach wie vor aus dem Zürcher Alltag entgegen.